

## DER UEBERGANG VOM MITTELLATEIN ZUM HUMANISTENLATEIN

---

Die einzigartige Erscheinung des Nachlebens der lateinischen Sprache erfordert eine Betrachtung, die von den Voraussetzungen und Lebensbedingungen einer Sprache ausgeht und sich dann dem Sonderfall zuwendet. Wir pflegen die alten Sprachen (griechisch und lateinisch) als untergegangene oder tote zum Unterschied von den in Gebrauch stehenden lebenden zu bezeichnen. Damit soll gesagt werden, dass diese von Angehörigen der verschiedenen sozialen Schichten oder Vertretern einer keineswegs einheitlichen Bildung gebraucht und verstanden werden, während jene nicht mehr im allgemeinen Gebrauche stehen und ihre Kenntnis gleichsam das Reservat einer geistig bestimmten Klasse ist. Aber auch da bestehen verschiedene Möglichkeiten, indem die Denkmäler, welche in einer toten Sprache abgefasst sind, entweder lediglich als Bildungsmittel angesehen oder als Vorbild für die eigene literarische Produktion übernommen werden können. Im einen Fall verhält sich der Einzelne der Sprache gegenüber, in der das Denkmal abgefasst ist, rein aufnehmend, während es im anderen Fall die Nachahmung hervorruft und zu einer idealen sprachlichen Formung anspornt, die sich über die augenblicklichen Bedürfnisse des Tages zu erheben trachtet.

So leicht und klar sich diese Verhältnisse in der Theorie abgrenzen lassen, so verwoben und verwirrt erscheinen sie in der Praxis. Das hängt damit zusammen, dass wir unter dem Wort Sprache sehr verschiedene Erscheinungen verstehen. Mit dem Begriff Sprache können wir Verhältnisse meinen, wie sie da bestehen, wo eine Volkseinheit — mögen ihre mundart-

lichen Ausdrucksformen noch so vielfältig sein — sich auf eine Norm geeinigt hat, die, schriftlich oder mündlich wiedergegeben, von jedem Einzelnen verstanden wird. Dieser gewaltige Organismus ist aber in beinahe unzählbare Einzelbezirke aufgeteilt, von denen jeder auch als Sprache bezeichnet wird. In dem Sinne unterscheiden wir die Sprache einer Landschaft, eines Ortes, ja sogar einer Sippe oder einer sozialen Schicht, einer Berufsklasse, wie der Handwerker, Soldaten, Kaufleute, Weidmänner, Seeleute, Bergmänner und Studenten, um nur wenigstens einige zu nennen. Jede Gemeinschaft bildet eine Sondersprache aus, sei es, dass diese Gemeinschaft durch das Zusammenleben und wirtschaftliche Bedingungen miteinander verbunden ist — wir sprechen dann von Mundart — sei es, dass der gleiche Beruf und die gleiche Tätigkeit das zusammenhaltende Band bildet, wir reden dann von Standes- oder Berufssprachen. In diesen Erscheinungen offenbart sich das Leben einer Sprache, das sich immer weiter verzweigt, ja zu einer immer grösser werdenden Verschiedenheit hindrängt. Würden diese Kräfte allein sich hemmungslos auswirken können, so würden die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft die einer anderen nicht mehr verstehen. Diese Entwicklung entfaltet die zentrifugalen Kräfte im Leben der Sprache. Sie sind es, welche das Wesen einer lebenden Sprache bestimmen, deren Entfaltungsfeld vor allem die gesprochene Sprache ist. Sie stellt eine sich stets ändernde, von den Bedürfnissen und Forderungen des Augenblicks geformte, weite Gedankenwelt dar, in der alle Elemente, die das Wesen einer Sprache bestimmen, vereinigt sind. In ihr wirkt sich bei der Wiedergabe neuer Eindrücke und Erscheinungen die sprachschöpferische Tätigkeit aus, sie umfasst die individuell geformte Sprache eines jeden Einzelnen und besitzt ein unberechenbares Wachstum, weil sie sich den Verhältnissen anpassen muss. Eine Darstellung ihrer Grammatik stellt bei jedem Laut, jeder Form und jeder syntaktischen Wendung eine Fülle von Erscheinungen fest, die sich von ihrem Ursprung mehr oder weniger weit entfernt haben. Durch diese Vorgänge können aus bestimmten sprachlichen Gruppen wieder selbständige Sprachen entstehen. Man pflegt sich ihre Zusammengehörigkeit unter dem Bilde der

Sprachfamilie zu vergegenwärtigen, unter deren einzelnen Gliedern wohl gewisse Gemeinsamkeiten bestehen, aber jedes einzelne stellt für sich eine Individualität dar. Die Ausweitungs-tendenzen einer Sprache können unter Umständen so stark sein, dass sie einer durch Krieg oder kulturelle Ueberlegenheit überwundenen Sprachgemeinschaft aufgezwungen werden. Somit fällt der Begriff einer Volks- oder Rasseneinheit nicht immer mit dem einer sprachlichen Einheit zusammen. Dabei entsteht zuerst eine Sprachmischung, die langsam einer Uebernahme der überlegenen Sprache Platz machen kann. Die sprachlichen Veränderungen begleiten dann eine kulturelle Durchdringung. Dabei verhalten sich die einzelnen Elemente der Sprache verschieden, indem der Wortschatz zuerst aufgegeben wird, dann die Formenlehre, schliesslich die Syntax, am zähesten hält sich die Lautgebung der aufgegebenen Sprache. Die Lebens- und Wachstumsbedingungen einer Sprache sind von den verschiedensten Umständen abhängig, ja diese selbst bestimmen das Antlitz und die Entwicklung einer Sprache.

Führen die skizzierten Verhältnisse das natürliche Wachstum einer Sprache vor Augen, so stellen jene Verhältnisse, die zur Ausbildung einer Schriftsprache, d. h. einer verbindlichen sprachlichen Ausdrucksnorm führen, das Streben nach Einheit dar. Diese wird durch zentripetale Kräfte erreicht. Sie werden bestimmt durch politische oder kulturelle Voraussetzungen, die den Spaltungen Einheit zu gebieten versuchen, und erreichen durch niedergelegte, allgemein verbindliche Regeln eine sprachliche Norm, die in schriftlichen Denkmälern festgehalten wird und, da sie von einer regierenden Zentralstelle aus gebraucht wird, gleichsam unter einer staatlich-politischen Kontrolle steht. Ihr Geltungsbereich ist zunächst Alles, was mit der Verwaltung und Rechtsprechung zusammenhängt, und dehnt sich dann auf literarische Erzeugnisse aus, die das Interesse der Angehörigen des Staates zu gewinnen suchen. Sie wird sich vornehmlich an die Sprache des Regierungszentrums halten, denn auch sie bedarf des lebenspendenden Quells der Sprache eines Volksteils. Sie muss bei bestehenden Verschiedenheiten sich für die Anwendung einer Ausdrucksweise entscheiden, welche in den Gesetzen einer Grammatik niedergelegt werden

kann. Eine solche Grammatik hat nicht die Aufgabe einer Beschreibung von bestehenden sprachlichen Verhältnissen, sondern sie wird zu einem Gesetzbuch, an das man sich halten muss. Sie regelt den sprachlichen Gebrauch und erhebt einen Zustand über andere gleichartige hinaus. Dadurch erhält sie etwas Gekünsteltes und wird von jenen Volksteilen, die weiter ab von dem regelnden Mittelpunkt liegen, nur mit einer gewissen Mühe übernommen werden können. Sie wird sich umso schwerer durchsetzen können, je weniger die Notwendigkeit ihrer Anwendung eingesehen wird. Sie ruht auf einem starken Kulturbewusstsein. Diese geschilderten Zustände sind in hohem Masse von geschichtlichen Voraussetzungen abhängig.

Der Satz, dass Sprachgeschichte Kulturgeschichte und Sprachwissenschaft Kulturwissenschaft ist, wird beinahe zu einem Gemeinplatz. Kenntnis der kulturellen und wirtschaftlichen Grundlagen einer Epoche ist die Voraussetzung für ein richtiges Erfassen ihres sprachlichen Zustandes. Liegt dieser in der Vergangenheit, so muss man sich klar darüber sein, dass die gesprochene Sprache dieser Epoche sich unserer Kontrolle entzieht und wir nur aus sehr wenigen Kriterien ein unvollständiges Bild (oft kaum dieses) davon gewinnen können. Wir sind also viel mehr auf die Denkmäler der Schriftsprache angewiesen und haben uns darüber klar zu sein, dass diese einen älteren und normierten Sprachzustand versinnbildeln, der sich von der gesprochenen Sprache der Zeitgenossen oft sehr stark unterscheiden kann. Doch muss auch die Schriftsprache gewisse Angleichungen an den herrschenden oder sich durchsetzenden Gebrauch vornehmen, sobald denen, die sie anwenden, zum Bewusstsein kommt, dass sie sich von der gesprochenen Sprache entfernt haben. Es kommt dabei auch auf die Art des Denkmals an: aus der Sprache einer plautinischen Komödie kann die Redeweise des Volkes wohl erschlossen werden, nicht aber aus dem Werk eines Geschichtsschreibers oder einer Staatsrede, deren Stil unter anderen Lebensbedingungen steht. Es lagern sich immer verschiedene Sprachschichten übereinander, an höchster Stelle steht die Schriftsprache, an tiefster die Sprache der untersten Volksschicht. Der einzelne Dazwischenstehende wird sich dieser Erscheinung bewusst, wenn er seine Ausdrucksweise

den Bedürfnissen des von ihm Angesprochenen anpasst. So wird sich auch da eine sozial bedingte Sprachmischung einstellen. Uns bleiben die einzelnen Phasen einer solchen Entwicklung verborgen, wir können nur auf ihr Vorhandensein hinweisen und sind uns, wenn wir eine Erscheinung feststellen können, keineswegs immer im Klaren, wo sie einzuordnen ist. Die sich darbietenden Entwicklungsmöglichkeiten sind beinahe unendlich. Das Eintreffen der einzelnen ist nicht zu errechnen. Man wird sich daher auf weite Strecken nur mit einer Beschreibung begnügen müssen.

Wir kehren nun, da wir uns dem eigentlichen Thema zuwenden, auf die Bezeichnung der lebenden und toten Sprachen zurück und stellen die Frage: Wann kann man vom Latein als toter Sprache sprechen? Die Antwort ist nicht eindeutig zu geben. Man kann sagen: überhaupt nicht, weil es noch immer, besonders von der römisch-katholischen Kirche, gebraucht wird und sich in Einzelheiten den Bedürfnissen der Gegenwart anpasst, z. B. wenn im Diplom eines Doctoris honoris causa von Elektrizität oder Schokolade die Rede sein muss. Man kann aber auch versuchen einen Zeitpunkt zu wählen, der um das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus liegt, und erklären, dass mit der Ausbildung der romanischen Sprachen zu selbständigen Sprachen, also mit der Differenzierung und Verselbständigung der Tochtersprachen, das Latein als tote Sprache angesehen werden muss. Ohne darauf näher einzugehen, denn Zahlenangaben in der Sprachgeschichte haben immer etwas Missliches an sich: die Anwendung des Terminus «Mittelatein» für die internationale Verkehrssprache des Mittelalters setzt voraus, dass seine Vorstufen, das klassische und Spätlatein, überwunden sind. Diese Annahme stellt eine Zäsur fest, ohne dass eine solche besteht; denn über den zeitlichen Anfang des Mittelatein wird man sich nicht so leicht einigen können. Es wird aus verschiedenen Quellen gespeist, dem Spätlatein, dem Kirchenlatein, d. i. der Sprache der Kirchenväter und der Heiligen Schrift, und dem Volkslatein. Dieses zeigt sich besonders im Verlust des Gefühls für klassisch-grammatische Korrektheit<sup>1</sup>.

1. KARL STRECKER, *Einführung in das Mittelatein*. 3. Aufl. Berlin 1939. S. 8-14.

Das Mittellatein, soviel ist sicher, stellt einen eigenartigen Sprachzustand dar, den Paul de la Garde geistreich in Beziehung auf den Ausdruck «tote Sprache» mit dem eines Toten verglich, aus dessen Körper das Leben entschwunden ist, aber Haare und Nägel wachsen ihm dennoch. Das will sagen, dass die lebendige Basis einer als zusammengehörig mit der allgemeingiltigen Schriftsprache angesehenen Volkssprache entschwunden ist, d. h. dass die romanischen Mundarten selbständig geworden sind und jeder, der eine von ihnen gebraucht, zwar noch das Bewusstsein einer Verwandtschaft mit der lateinischen Sprache in sich trägt, aber nicht ohne weiteres Latein und die einzelnen Tochtersprachen versteht. Es öffneten und weiteten sich also verschiedene Klüfte, die im Römischen Weltreich, vor allem im westlichen Raume des Mittelmeers, noch nicht bestanden hatten. Aber die allgemeine Verkehrssprache blieb aus Gründen der Tradition, des Unterrichts, der Bildung, der gemeinsamen Religion und des Gefühls der Zusammengehörigkeit des Abendlandes das Latein, dessen sich auch die Germanenstämme, sofern sie ihre eigene Sprache bewahrt hatten, bedienen mussten, wenn sie an dieser Kultur teilhaben wollten.

Diese internationale Gebildetensprache, welche es ermöglicht, dass jemand ausser seiner Muttersprache nur noch Latein zu beherrschen brauchte, und zwar als lebendige Sprache, ist durch das ganze Mittelalter hindurch jenes Band, das die Einheit der christlichen gebildeten Menschheit umschlang. Es entspricht der universalen Weltherrschaftsidee des Mittelalters, macht es möglich, dass staatliche und politische Grenzen auf geistigem Boden eine sehr geringe Rolle spielen, garantiert gleichsam eine einheitliche europäische Bildung und lässt Vertreter verschiedener Völker miteinander in edlen Wettstreit treten, indem das, was sie schrieben oder sagten, in seiner ursprünglichen Formulierung von allen Gebildeten verstanden wurde. Die wohlausgebildete und immer wieder geformte Sprache bot viel grössere Möglichkeiten als die Volkssprache, sich in einer festgelegten und allgemein anerkannten Terminologie klar und verstehbar auszudrücken. Deshalb galten die Volkssprachen als minderwertig und wenn sie gebraucht wurden, so geschah es meistens, um in lateinischer Sprache überlieferte

Werke weiteren Kreisen bekanntzumachen. Die Kenntnis und der Gebrauch des Latein gaben dem Klerus die Ueberlegenheit über alle anderen Stände und machten ihn auf weite Strecken zum alleinigen Träger der Bildung. Die schulmässige Aneignung der lateinischen Sprache hatte eine vollständige Fertigkeit in ihrer Anwendung zum Ziel, d. h. wer es in seinen Werken anwendete, dachte lateinisch. Er hatte es nicht nötig, in seiner Muttersprache den Gedanken vorzuformen, den er dann ins Lateinische übertrug, sondern er formte ihn von vorn herein in lateinischer Sprache. Dazu hätte ihm die Volkssprache kaum die Möglichkeit bieten können. Aber diese verfügte doch über Worte, Phrasen, Vorstellungen und Bilder, die ihm von Jugend auf geläufig waren und die er in ein ihm vertrauter gewordenes Idiom erst übertragen musste. Es entwickelte sich also ein eigenartiges Sprachgefühl, das bei den Einzelnen von ihrer nationalen Herkunft aus bestimmt wurde und dadurch stellten sich bei den Angehörigen einer jeden Nation, sobald sie das Lateinische anwendeten, gewisse Eigentümlichkeiten ein, die zwar von den Anderen verstanden, aber kaum gebraucht wurden. Allerdings ist in der Beurteilung dieser Verhältnisse die grösste Vorsicht am Platz. Man kann erst nach eingehenden Untersuchungen über die Sprache der einzelnen Autoren darüber urteilen, ob wirklich die Volkssprache auf ihr Latein abgefärbt hat. Die Bewertung der beiden Sprachen fiel zu Ungunsten der Volkssprache aus, das gelehrte Latein stand höher. Das ist ungefähr mit dem Verhältnis der deutschen Sprache zur französischen im 17. und 18. Jahrhundert zu vergleichen, da es manche vorzogen sich in ihren Briefen, Tagebüchern und Dokumenten des Französischen zu bedienen und das Deutsche auf den leichteren Gebrauch beschränkten.

Das Mittellatein besass ein gewisses Wachstum, es blieb trotz der mittelalterlichen Auffassung von Grammatik und Sprache gewissen Wandlungen unterworfen, es hat auch manche Zutat oder Vereinfachung gegenüber dem klassischen Latein erfahren. Beispiele von Bedeutungswandel u. a. liessen sich anführen. Das klassische Latein, nach dessen Grammatik man sich ausrichtet, zog der Anwendung des sprachlichen Idioms keine feststehenden oder unübersteigbaren Grenzen. Es gibt

Zeiten, in denen die Grenzen verengt und humanistische Auffassungen vorweggenommen werden, in denen das verwilderte Wachstum eingedämmt wird durch Rückbesinnung und die Erhebung klassischer Texte zum Vorbild, wobei aber viele Elemente unklassischer Herkunft erhalten bleiben, und andere, in denen sie weitgespannt werden, indem man dem wilden Wachstum keine Schranken in den Weg legt. Das Mittellatein, jene Sprache, die in der karolinigischen Renaissance ihre Formung erfährt, birgt die Traditionen der antiken Rhetorik in sich, ist also, sofern es sich um Prosatexte handelt, den Gesetzen des Rhythmus unterworfen.

Schon aus den Wachstumsbedingungen ergibt sich, dass es ein einheitliches Mittellatein, also eine Sprache, deren sich alle Autoren des Mittelalters bedienen, nicht gibt, und dass auf persönliche stilistische Eigentümlichkeiten oder die gewählten Vorbilder besonders zu achten ist. Die beiden Grenzen, zwischen denen sich das Mittellatein bewegt, sind ein korrektes, am antiken Vorbild geschultes und ein sich den jeweiligen Verhältnissen anpassendes Latein, für dessen dichterische Ausdrucksmöglichkeiten die Lyrik und dessen logische Klarheit die scholastische Terminologie zeugen.

Die Entwicklungsmöglichkeiten nach diesen Seiten hin sind einerseits in der christlichen Dichtung, welche den Reim zum neuen Prinzip erhob und neben die alte metrische die neue rhythmische Dichtform stellte, begründet, andererseits in dem Bedürfnis, das durch eigene Geisteskraft Errungene festzulegen. Es hängt von der sich wandelnden Einstellung zur römischen Antike und ihren Autoren ab, ob man die eigene Ausdrucksweise an diesen Vorbildern ausrichtet oder sich von ihnen entfernt. Das Mittelalter bediente sich in der Theorie und Praxis der drei quintilianischen Stilcharaktere, des hohen, niederen und mittleren Stiles, und hatte dafür seine Vorbilder. Mit der Ausbildung der Prosa in der Volkssprache, welche sich in einer jahrhundertelangen Entwicklung aus den Glossen über Interlinearversionen, Uebersetzungen und Urkunden auf selbständige Werke ausdehnte, verlor das Mittellatein langsam seine allgemeine Geltung. Das geht mit dem Teilhaben des Laienelementes an der Bildung Hand in Hand. Mit der zunehmenden Verwen-



dung der Volkssprache, besonders in den sogenannten Privaturkunden, erwacht der Sinn für eine am klassischen Vorbild geschulte lateinische Sprache. So nimmt bereits das Mittelalter in der Zeit Rudolfs von Habsburg die als paradox anmutende Erscheinung vorweg, dass die Pflege der Volkssprache mit einer strengeren Beobachtung der lateinischen Grammatik und ihrer Regeln parallel verläuft. Das lässt sich daraus erklären, dass jene Bezirke, in welchen die lateinische Sprache der Gefahr einer Aufnahme fremder, barbarischer Elemente besonders ausgesetzt war, ihr nun entzogen wurden, und diejenigen, welche sie anzuwenden hatten, sich bemühten sie in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Diese Verhältnisse begünstigten einen Wandel in der Auffassung der Sprache, in der Einstellung zum Wort überhaupt. Dem kam die theologische Auffassung vom Wort, das am Anfang war, entgegen. Sie schrieb dem Wort einen *sensus literalis*, den eigentlichen Sinn, in dem es gebraucht wurde, einen *sensus moralis*, der seine Nützlichkeit ausdrückte, und einen *sensus mysticus*, einen geheimen, tieferen Sinn zu. Ihm spürte man im Zeitalter der Wiedergeburt nach und auf diesen Wegen der Mystik stösst man zu einer neuen Auffassung vom Wesen der Sprache vor.

Der Gedanke der Wiedergeburt, der Reformation, der Rückkehr zur Reinheit, die durch die geschichtliche Entwicklung getrübt worden sei, gipfelt in dem Rufe « *Ad fontes!* », Zurück zu den Quellen! Er musste auch zu einer neuen Auffassung von der Sprache und einer Umwandlung des Unterrichts in der Grammatik führen. Die Lehrmethode des Mittelalters, über die wir nur wenig unterrichtet sind, hatte nach der Meinung der neuen Männer die reinen Quellen getrübt, seine Lehrbücher mussten durch andere ersetzt werden, die Entfernung von den Vorbildern galt es zu überwinden, sie sollten unmittelbar wirken. So wie die Schrift der Humanisten in der Schrift der karolingischen Zeit ein Vorbild an Klarheit, Anmut und Harmonie gefunden hat, so stellen die Anweisungen für den sprachlichen Ausdruck nun die Antike heraus. Am klassischen Latein sollte die eigene lateinische Ausdrucksweise die verlorene Schönheit und Eleganz wiedergewinnen. Die Sprache ist also nicht reines Mittel zum Zweck sondern künstlerischer Ausdruck, wohler-

wogene Formung des Gedankens. Dass diese Auffassung zuerst im klassischen Lande der Renaissance, das die eigenen hohen Ahnen näher vor Augen hatte als die anderen, ausgesprochen wurde, ist nicht zu verwundern. Das Preislied der lateinischen Sprache sang Lorenzo Valla (*De latinae linguae elegantia*. ca. 1440, gedruckt 1471). Er betont ihre künstlerisch formale, die kulturell wertende, die erzieherische und nationale Bedeutung. Sie ist die Lehrmeisterin und Gesetzgeberin aller Völker, sie hat den Weg zu jeder Weisheit gesichert, sie leuchtet über die Zeiten. Valla nimmt den Kampf auf, sie von der Barbarei zu befreien. Dabei beruft er sich auf die alten Grammatiker, C. Caesar, Messala, Varro, und das Triumvirat Donatus, Servius, Priscianus. Ungelehrte Schwätzer voll Anmassung sind ihm Isidorus, Papias und die anderen. Auf die von Jahr zu Jahr zunehmende Anzahl der lateinischen Grammatiken und ihre hohen Auflagen sei nur kurz verwiesen<sup>1</sup>. Eine vollständige Zusammenfassung, die uns leider noch immer fehlt, wäre sehr verdienstvoll.

Die spätmittelalterliche Grammatik setzte sich die dialektische Schulung zur Aufgabe. Die ersten humanistischen Grammatiken wollten vor allem die sprachliche Norm nach den klassischen Mustern niederlegen, und die einzelnen Nachzügler suchten, sofern sie nicht einem klaren knappen Formalismus verfielen, an die Philosophie anzuschliessen. Der Gegensatz zur mittelalterlichen Lateinpraxis und -theorie wird aus diesen Erscheinungen deutlich. Die Auffassung vom Wesen und Zweck der Sprache hat sich gewandelt und damit auch die Ansichten über ihre Gestalt. Und nun vollzieht sich jener eigentümliche Vorgang eines Zurückgehens auf die alten Muster, ihre Ausrufung zu Vorbildern für die eigene sprachliche Produktion. Der unglückliche Ausdruck « Neulatein » für diese rein sprachliche Erscheinung, der die Philologie so wenig Beachtung schenkt, lässt zu Unrecht vermuten, es handle sich bei dieser sprachlichen Ausdrucksform um eine unmittelbare Fortsetzung des Mittellatein. Es kann in der Sprachgeschichte immer wieder vorkommen, dass, besonders in der Schriftsprache, ältere abge-

1. Guarino, Perottus, Sulpitius u. a. Vgl. zu diesen Ausführungen: OTTO FUNKE, *Die Frühzeit der englischen Grammatik*. Bern 1941. S. 13 f. u. 87.

storbene Formen und Eigentümlichkeiten wieder ins Leben gerufen und der lebendigen Sprache gleichsam aufgepfropft werden. Aber überall, wo es sich um lebende Sprachen handelt, wird es sich bei solchen Vorgängen um Kompromisslösungen handeln, deren Ergebnisse ein Mischprodukt sind. Die Absage an das Mittellatein, seine Verpönung als Küchenlatein oder Verspottung in den Dunkelmännerbriefen lehnt die geschichtliche Entwicklung von fast mehr als einem Jahrtausend ab und bedient sich einer starren sprachlichen Form, deren Einmaligkeit zum Gesetz erhoben wird. Der Zugang zu ihr musste aber doch durch das Mittellatein gewonnen werden, über das man sich zu erheben trachtete. Man bediente sich beim Ausdruck seiner eigenen Gedanken und Empfindungen eines Idioms, das voraussetzte, dass es für alle Zeiten eine Allgemeingültigkeit besitze. Während man im Mittellatein unbewusst dem Wesen einer Sprache, d. h. ihren Lebensbedingungen und Veränderungen nachgab, regelte man nun die Ausdrucksweise gesetzmässig und sagte von jemandem, der sich nicht an die Regeln hielt, er misshandle die Sprache. Aus dieser hohen Auffassung von Sprache lebten Generationen von Grammatikern, auch jene, die nunmehr begannen, die Volkssprachen in Grammatiken einzufangen. Von ihr lebten die Sprachakademien als gesetzgebende Körperschaften und Autoritäten, in ihr wurden die Philologie und überhaupt alle Wissenschaften eingebettet; denn auch diese Sprache war internationales Verständigungsmittel, aber sie war dennoch ein beschränktes Ausdrucksmittel, weil sie sich ganz ausschliesslich an Auserwählte wendete. Ihre kunstvolle Anwendung führte bald zur Virtuosität und in der Dichtung überschattete das beherrschte Wort und übernommene Bild die eigene Empfindung. Als sklavische Nachbildung der Antike wird das Humanistenlatein tot genannt, denn die Grundsätze, unter denen es gebraucht wird, schliessen jede Wandlung aus.

Man sollte sich aber davor hüten, ein Werturteil über das Neulatein abzugeben. Mit der einfachen Feststellung, dass es sich bei dieser Sprache um die Herübernahme des klassischen Latein handle, erklärt man, dass lexikalische Fragen nicht existieren oder dass es keinem gelungen sei, einen eigenen Stil

in dieser Sprache zu prägen. Das stimmt nur zum Teil. Man wird trotz der Heranziehung der heidnischen Mythologie, trotz übernommener klassischer Redewendungen und der verachteten Centopoesie, die sie auf weiten Strecken hervorbringt, dennoch bei sehr vielen Autoren einen eigenen persönlichen Stil beobachten können. Die Wahl des klassischen Lieblingsautors, der Gebrauch des Wortschatzes, der beschränkt und weit sein kann, die Handhabung der poetischen Formen bedingen einen individuellen Geist, der sich nicht unter die Schablone beugt. Es galt diesen Männern als höchstes Lob, wenn eines ihrer Werke für ein antikes gehalten wurde. Da verzichteten sie trotz ihrer Eitelkeit darauf, sich selbst als Dichter feiern zu lassen. Man wird den Tatsachen nicht gerecht, wenn man diesen Dichtern ein Stilgefühl abspricht, denn sie selbst fühlten sich nicht unter dem drückenden Zwang des poetischen Gesetzes. Ihnen erschien die Antike zeitlos, sie war ihnen ein lebenspendender Quell. Die Brüder der römischen Klassiker, deren Schönheit nun wieder lebendig geworden war, reichten ihnen über eineinhalb Jahrtausende die Hand.

Wenn das mittellateinische Schrifttum auch vom ästhetischen Standpunkte aus eine günstige Bewertung erfährt, so sinkt die Wagschale des Humanistenlateins. Es ist, als wollten sich der alte Gegensatz und die scharfe Wandlung in der poetischen Auffassung, die durch die Renaissance hervorgerufen wurden, noch nach Jahrhunderten wieder auswirken. Der Umstand allein, dass sich die besten Köpfe der abendländischen Nationen durch mehr als zweihundert Jahre dieser gesäuberten Sprache bedienten, dass eine beinahe unfassbare Produktion in allen Dichtungsgattungen und Wissenschaften vorliegt, führt zu einer günstigeren Bewertung. Man sollte sich davor hüten, diesem Schrifttum Zeitferne nachzusagen; es beschäftigt sich zumeist mit den Fragen, welche die Zeit aufs Tiefste bewegten. Es ruht auf der durch die Theorie gewonnenen Einsicht der Zeitlosigkeit einer hohen Kunst, die das Formale über Stoff und Inhalt stellt. Eine Zeit, die im Hinblick auf diese Dichtung das Wort von der *vis superba formae* geprägt hat, sollte mehr aus ihrer Eigengesetzlichkeit heraus und weniger von späteren ästhetischen Theorien her beurteilt werden. So-

bald man im neulateinischen Schrifttum Originalität, Natur und Genie vermisste, gab man ihm den Todesstoss. Man empfand die stolze Macht der Form als Zwang und zerstörte sie. Das wurde aber erst möglich, als die Ausdrucksfähigkeit der verschiedenen nationalen Sprachen so zugenommen hatte, dass sie über bessere und verständlichere Ausdrucksmöglichkeiten als das Latein verfügten, als die Muttersprache an die Stelle einer in der Schule gelehrtten Sprache treten konnte.

Richard NEWALD.